



FLUT

DANIEL

GALERA

ROMAN SUHRKAMP

DANIEL GALERA
FLUT

Roman

Aus dem brasilianischen Portugiesisch von
Nicolai von Schweder-Schreiner

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Barba ensopada de sangue
bei Editora Companhia das Letras, São Paulo.

Die Übersetzung entstand unter Mitarbeit von
Manuel von Rahden.

Die Übersetzung wurde im Rahmen der
Fundação Biblioteca Nacional des brasilianischen
Kulturministeriums unterstützt.
(Obra publicada com o apoio do Ministério da Cultura
do Brasil/Fundação Biblioteca Nacional.)



MINISTÉRIO DA CULTURA
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© 2012 by Daniel Galera

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42409-4

1.

Er sieht eine knollige Nase, glänzend und porös wie eine Mandarinenschale. Ein seltsam jugendlicher Mund zwischen Kinn und Wangen, die von feinen Falten durchzogen sind, die Haut ein wenig schlaff. Frisch rasiert. Große Ohren mit noch größeren Ohrläppchen, die aussehen, als würden sie von ihrem eigenen Gewicht nach unten gezogen. Augen in der Farbe von wässrigem Kaffee, ein lasziver, entspannter Blick. Drei tiefe waagerechte Furchen auf der Stirn. Gelbliche Zähne. Blondes volles Haar, das sich in einer einzigen Welle über den Kopf legt und von dort in den Nacken fällt. Sein Blick erfasst zwischen zwei Atemzügen alle vier Quadranten des Gesichts, und er hätte schwören können, diesen Menschen noch nie in seinem Leben gesehen zu haben, aber er weiß, dass es sein Vater ist, weil sonst niemand in diesem Haus hier auf dem Land bei Viamão wohnt und weil rechts neben dem Mann im Sessel die bläulich schimmernde Hündin liegt, die seit Jahren an seiner Seite ist.

Was machst du für ein Gesicht?

Der Vater deutet ein Lächeln an, der Witz ist alt, die Antwort immer die gleiche.

Dasselbe wie immer.

Jetzt fällt ihm seine Kleidung auf, die dunkelgraue Anzughose und das hellblaue Hemd mit bis zu den Ellbogen hochgekrempeelten Ärmeln, Schweißflecken unter den Armen und über dem Bauch, die Sandalen, die wirken, als würde er sie nicht freiwillig tragen, als hätte ihn nur die Hitze davon abgehalten, Lederschuhe anzuziehen, und dann noch die Flasche französischen Cognacs und der Revolver auf dem kleinen Tisch neben dem verstellbaren Sessel.

Setz dich, sagt sein Vater und deutet mit dem Kopf auf das weiße Zweiersofa aus Kunstleder.

Es ist Anfang Februar, und unabhängig davon, was die Thermometer sagen, beträgt die gefühlte Temperatur in Porto Alegre und Umgebung über vierzig Grad. Bei seiner Ankunft war ihm aufgefallen, dass die Blätter an den beiden hohen Bäumen vor dem Haus sich kein bisschen bewegten. Als er das letzte Mal hier war, noch im Frühling, hatten die gelb und rot blühenden Kronen im kühlen Wind gezittert. Die Weinstöcke links vom Haus hingen voller kleiner Trauben. Er stellt sich vor, wie sie in den Monaten der Dürre und Hitze ihre Süße ausschwitzten. Auf dem Grundstück hat sich seitdem nichts verändert, genauso wenig wie die Male davor, ein von Gras bewachsenes ebenes Rechteck an einer unbefestigten Straße, mit dem noch nie benutzten kleinen Fußballfeld, das nervige Kläffen des anderen Hundes auf der Straße, die offen stehende Haustür.

Wo ist der Pick-up?

Verkauft.

Warum liegt da ein Revolver auf dem Tisch?

Das ist eine Pistole.

Warum liegt da eine Pistole auf dem Tisch?

Das Knattern eines Motorrads vermischt sich mit dem Bellen des Hundes, heiser wie das Röcheln eines Kettenrauchers. Der Vater runzelt die Stirn. Er kann den lästigen Straßenkötter nicht ausstehen und behält ihn nur aus Verantwortungsbewusstsein. Du kannst ein Kind sitzenlassen, einen Bruder, einen Vater und mit Sicherheit eine Frau, all das kann unter gewissen Umständen gerechtfertigt sein, aber nicht einen Hund, um den du dich eine Zeit lang gekümmert hast, dazu hast du nicht das Recht, hatte sein Vater einmal zu ihm gesagt, als er noch ein Kind war und die Familie in einem Haus in Ipanema wohnte, in dem sie ein halbes Dutzend Hunde gehabt hatten. Hunde geben einen Teil ihres Instinkts auf, sobald sie mit Menschen zusammenleben, und er-

langen ihn danach niemals ganz zurück. Ein treuer Hund ist ein verkrüppeltes Tier. Diesen Pakt können wir nicht lösen. Der Hund kann es, aber das passiert sehr selten. Der Mensch hat nicht das Recht dazu, sagte mein Vater. Deshalb mussten sie sein trockenes Husten ertragen, er und Beta, die wirklich bewundernswerte alte Hündin an seiner Seite, ein Australian Shepherd, intelligent und aufmerksam, kräftig und zäh wie ein Wildschwein.

Was macht das Leben, mein Sohn?

Was ist mit dem Revolver? Der Pistole.

Du siehst müde aus.

Ja, bin ich auch. Ich trainiere jemanden für den Ironman. Einen Arzt. Der Typ ist gut. Ein großartiger Schwimmer, und auch sonst schlägt er sich nicht schlecht. Sein Fahrrad wiegt sieben Kilo mit Reifen, die Dinger kosten an die fünfzehntausend Dollar. Er will nächstes Jahr am Wettkampf teilnehmen und sich spätestens in drei Jahren für die Weltmeisterschaft qualifizieren. Ich schätze, das schafft er. Nur, dass der Kerl eine totale Nervensäge ist. Ich hab wenig geschlafen in letzter Zeit, aber es lohnt sich, er zahlt gut. Außerdem gebe ich weiter Schwimmunterricht. Neulich hab ich es endlich geschafft, mein Auto zu reparieren. Sieht aus wie neu. Hat mich zwei Tausender gekostet. Und letzten Monat war ich eine Woche mit Antônia am Strand in Santa Marta. Die Rothaarige. Ach, stimmt, die hast du nicht mehr kennengelernt. Zu spät, wir haben uns danach getrennt. Ich glaube, das war's schon, Papa. Alles andere ist wie immer. Warum liegt die Pistole da?

Wie war die Rothaarige? Deinen Geschmack hast du von mir geerbt.

Papa.

Ich sag dir gleich, warum die Pistole da liegt, okay? Mann, *tchê*, merkst du nicht, dass ich mich erst mal ein bisschen unterhalten will?

Okay.

Scheiße.

Okay, Entschuldigung.

Willst du ein Bier?

Wenn du auch eins trinkst.

Das werde ich.

Sein Vater hievt sich mühsam aus dem weichen Sessel. Die Haut an seinen Armen und seinem Hals hat im Laufe der letzten Jahre einen rötlichen Ton angenommen und insgesamt etwas Hühnerhaftes. Als er und sein älterer Bruder Jugendliche waren, spielte er hin und wieder Fußball mit ihnen, und bis Anfang vierzig ging er phasenweise ins Fitnessstudio, aber seitdem, als hätte es etwas mit dem wachsenden Interesse seines Jüngsten für diverse Sportarten zu tun, hat er beharrliches Sitzfleisch entwickelt. Er hatte immer gegessen und getrunken wie ein Pferd, seit dem sechzehnten Lebensjahr Zigaretten und Zigarren geraucht und Kokain und Halluzinogene genommen, so dass es ihm mittlerweile nicht mehr ganz leichtfällt, seine müden Knochen durch die Gegend zu schleppen. Auf dem Weg in die Küche kommt er durch den Flur, wo an den Wänden etliche Preise hängen, gerahmte Urkunden und Schilder aus gebürstetem Metall mit Datumsangaben aus den achtziger Jahren, dem Höhepunkt seiner Karriere als Werbetexter. Auf der Mahagoniplatte eines Gläserschanks im Wohnzimmer stehen zwei weitere Trophäen. Beta folgt ihm zum Kühlschrank. Die Hündin wirkt genauso alt wie ihr Besitzer, ein lebendes Totem, das fast geräuschlos hinter ihm herläuft. Die Sinnlosigkeit dieses Sonntagnachmittags und der Anblick seines Vaters, der schwerfällig an den Erinnerungen an eine lang zurückliegende berufliche Glanzzeit vorbeitrottet, den treuen Hund im Schlepptau, erwecken in ihm eine so unerklärliche wie vertraute Betroffenheit, ein Gefühl, das ihn manchmal überkommt, wenn er sieht, wie jemand verzweifelt versucht, eine Entscheidung zu fällen oder irgendein unbedeutendes Problem zu lösen, als hinge das ganze Leben davon ab. Sein Vater ist am Rande seiner Kräfte,

kurz davor aufzugeben. Die Kühlschranktür öffnet sich mit einem ächzenden Schmatzen, er hört Glas klirren, und Sekunden später sind sein Vater und die Hündin zurück, viel unbeschwerter als zuvor.

Santa Marta, das ist doch bei Laguna, oder?

Genau.

Sie drehen die Deckel der Bierflaschen ab, die Kohlensäure steigt mit einem verächtlichen Zischen aus den Flaschenhälsen, sie stoßen auf nichts Bestimmtes an.

Ich bereue es, nicht öfter nach Santa Catarina an die Küste gefahren zu sein. In den Siebzigern haben das alle gemacht. Deine Mutter auch, bevor sie mich kennenlernte. Ich hab sie dann mit in den Süden genommen, nach Uruguay und so. Die Strände in Santa Catarina waren mir irgendwie unheimlich. Mein Vater ist in der Nähe von Laguna ums Leben gekommen. In Garopaba.

Es dauert einen Augenblick, bis ihm bewusst wird, dass die Rede von seinem Großvater ist, der starb, bevor er auf die Welt kam.

Mein Opa? Du hast immer gesagt, du wüsstest nicht, wie er gestorben ist.

Hab ich das?

Mehrmals. Weder wie noch wo er gestorben ist.

Hm. Kann sein. Wahrscheinlich hab ich das wirklich gesagt.

Obwohl es gar nicht stimmte?

Sein Vater überlegt kurz, bevor er antwortet. Es sieht nicht aus, als wolle er Zeit gewinnen, er denkt wirklich nach, vielleicht gräbt er in der Erinnerung oder sucht nur nach Worten.

Nein, es stimmte nicht. Ich weiß, wo er gestorben ist und auch mehr oder weniger wie. Es war in Garopaba. Deswegen hatte ich auch keine große Lust, in die Gegend zu fahren.

Wann?

Das war 1969. Den Hof in Taquara hat er 1966 verlassen.

In Garopaba muss er zirka ein Jahr später gelandet sein, dann hat er zwei Jahre lang dort gelebt, bis sie ihn umgebracht haben.

Ein kurzes Lachen entweicht ihm aus Nase und Mundwinkel. Sein Vater lächelt ihn an.

Was soll das heißen, Papa? Sie haben ihn umgebracht?

Du lächelst genau wie dein Großvater, weißt du das?

Nein. Ich weiß nicht, wie er gelächelt hat. Ich weiß auch nicht, wie ich lächle. Ich vergesse es.

Sein Vater sagt, sein Großvater und er hätten nicht nur das gleiche Lächeln, sondern ähnelten sich auch in anderer Hinsicht. Der Großvater habe zum Beispiel dieselbe Nase gehabt, schmaler als seine eigene. Das breite Gesicht, die tiefen Augenhöhlen. Dieselbe Hautfarbe. Sein indianisches Blut sei am Sohn vorbei direkt auf den Enkel übergegangen. Deine athletische Figur, sagt er, die hast du mit Sicherheit auch von ihm. Er war etwas größer als du, wahrscheinlich eins achtzig. Damals hat niemand so Sport getrieben wie du jetzt, aber so wie dein Großvater Holz gehackt hat, wie er die Pferde zugeritten und auf dem Feld gearbeitet hat, hätte er diese Triathleten von heute alle in die Tasche gesteckt. Bis ich zwanzig war, sah mein Leben auch so aus, glaub also nicht, ich wüsste nicht, wovon ich rede. Wenn wir zusammen auf dem Feld standen, hat mich immer beeindruckt, wie stark er war. Einmal vermissten wir ein Schaf und fanden das Tier dann in der Nähe vom Zaun zum Nachbargrundstück, fast drei Kilometer vom Haus entfernt. Während ich darüber nachdachte, wie wir mit dem Pick-up dort hinkommen, und schon ahnte, dass mein Vater mich losschicken würde, um ein Pferd zu holen, schulterte er das Tier und lief los. So ein Schaf wiegt vierzig, fünfzig Kilo, und du erinnerst dich vielleicht, wie es in der Gegend aussah, wo wir damals gewohnt haben, es war ziemlich hügelig, und überall lagen Steine rum. Ich war gerade mal siebzehn und wollte helfen, aber mein Vater meinte nur, nein, es liegt gut so, wie es ist, das Auf- und

Absetzen ist viel zu anstrengend, also lass uns einfach laufen, das Wichtigste ist, einfach weiterzulaufen. Ich hätte das Tier mit Sicherheit keine zwei Minuten tragen können. Ich war nicht unbedingt schwächlich, aber ihr beide seid aus einem anderen Holz geschnitzt. Auch vom Temperament her. Dein Großvater war eher der ruhige Typ, so wie du. Schweigsam und diszipliniert. Er redete nur das Nötigste und war schnell genervt, wenn man ihn vollquatschte. Da hört die Ähnlichkeit dann aber auch auf. So sanftmütig und gut erzogen, wie du bist, so jähzornig war er. Meine Güte, was konnte der Kerl ausfallend werden. Er war bekannt dafür, beim geringsten Anlass das Messer zu ziehen. Kaum war er auf irgendeinem Fest, fing er Streit an. Und ich verstehe bis heute nicht, warum. Er trank nicht viel, rauchte nicht, spielte nicht und fing auch nichts mit Frauen an. Deine Großmutter war fast immer dabei, und komischerweise schien ihr seine gewalttätige Seite nichts auszumachen. Sie hörte ihn gern Gitarre spielen. Er spielte unglaublich gut. Einmal sagte sie zu mir, er sei so geworden, weil er eine Künstlerseele habe und sich für das falsche Leben entschieden habe. Dass er durch die Welt reisen und seine philosophischen Gefühle hätte rauslassen sollen – das waren ihre Worte, ich erinnere mich noch genau –, statt auf dem Feld zu arbeiten und sie zu heiraten, aber dass er diesen Weg schon sehr früh verworfen hatte und es danach zu spät war, weil er ein Mann mit strengen Prinzipien war und umzukehren einen Verstoß gegen diese Prinzipien bedeutet hätte. So erklärte sie sich seinen Jähzorn, und ich kann das nachvollziehen, obwohl ich ihn nie gut genug kennengelernt habe, um mir da sicher zu sein. Ich weiß nur, dass er schnell mit den Fäusten und mit dem Messer zugange war, ob mit oder ohne Grund.

Hat er jemanden getötet?

Nicht dass ich wüsste. Ein Messer zu ziehen bedeutet noch lange nicht, dass man auch zusticht. Ich denke, er wollte sich eher behaupten. Ich kann mich auch nicht daran erinnern,

dass er jemals verletzt nach Hause gekommen wäre. Außer nach dem Schuss.

Dem Schuss.

Jemand hatte ihn in die Hand geschossen. Das hab ich dir aber schon mal erzählt.

Stimmt. Und das hat ihn mehrere Finger gekostet, oder?

Bei einer seiner Auseinandersetzungen ist er auf einen Typen losgegangen, und der hat dann einen Warnschuss abgegeben, der ihn an der Hand erwischt hat. Dabei hat er ein Stück vom kleinen Finger und vom Ringfinger verloren. An der linken Hand, der Greifhand. Wochen später hat er die Gitarre genommen und spielte schon nach kurzer Zeit genauso gut wie vorher. Es gab Leute, die meinten, er spiele sogar besser. Ich kann das nicht beurteilen. Jedenfalls entwickelte er eine total verrückte Fingertechnik. Vielleicht sind die beiden Finger gar nicht so wichtig. Keine Ahnung. Ihm haben sie zumindest nicht gefehlt. Was ihn wirklich fertiggemacht hat, war, als meine Mutter an Peritonitis gestorben ist. Ich war damals achtzehn. Danach war das Leben nie mehr so wie früher, weder für mich noch für ihn.

Sein Vater hält inne und trinkt einen Schluck Bier.

Seid ihr aus Taquara weggegangen, nachdem Großmutter gestorben war?

Nicht direkt, wir haben noch eine Weile auf dem Bauernhof gelebt. Zwei Jahre vielleicht. Aber es wurde alles immer seltsamer. Dein Großvater war seiner Frau sehr zugetan gewesen. Er war der treueste Mann, den ich kenne. Es sei denn, er hatte seine Geheimnisse ... aber dann hätte er schon sehr diskret sein müssen. Und das war praktisch unmöglich in einer Kleinstadt, wo jeder alles über jeden weiß. Die Frauen waren alle hinter ihm her. Er war ein Mordskerl, so mutig, und dann spielte er auch noch Gitarre. Ich weiß das, weil ich auch auf den Festen war und sehen konnte, wie die Frauen auf ihn flogen, egal ob alleinstehend oder verheiratet. Meine Mutter hat außerdem mit ihren Freundinnen darüber ge-

sprochen. Er hätte der größte Liebhaber der ganzen Gegend sein können, stattdessen war er absolut treu. Die ganzen hübschen deutschen Frauen, die es mit ihm treiben wollten, Ehefrauen, die Lust auf ein Abenteuer hatten. Ich selbst war da weniger zurückhaltend. Und mein Vater schimpfte mich aus. Ich sei ein Schwein, das sich im Dreck suhle. Hast du schon mal gesehen, wie sich ein Schwein im Dreck suhlt? Das ist der Inbegriff des Glücks. Aber nach der Moral deines Großvaters musste ein Mann sich eine Frau suchen, die ihn mochte, und ein Leben lang für sie da sein. Wir stritten viel deswegen. Und ich bewunderte ihn dafür, als meine Mutter noch am Leben war, aber nach ihrem Tod kultivierte er weiter diese absurde Auffassung von Treue, gegenüber einer Frau, die gar nicht mehr da war. Es war nicht unbedingt Trauer, zumal er schon bald wieder auf Feiern ging, Gitarre spielte und bei jeder Gelegenheit Streit anging. Damals begann er zu trinken. Die Weiber umschwirrten ihn wie die Fliegen das Fleisch, und allmählich wurde er hier und da weich, aber insgesamt blieb er doch seltsam keusch. Das war etwas, das ich nie verstanden habe und auch nie verstehen werde. Und so kam es, dass wir uns immer mehr voneinander entfernten. Nicht direkt deswegen natürlich, obwohl unsere Vorstellungen über den Umgang mit Frauen tatsächlich sehr gegensätzlich waren. Aber es gab eben immer öfter Streit.

Und dann bist du nach Porto Alegre gekommen?

Genau. Das war 1965. Ich war gerade zwanzig geworden.

Und worüber habt ihr euch gestritten?

Ich weiß nicht genau, wie ich das erklären soll. Das Hauptproblem war, dass er mich für einen nutzlosen Weiberheld hielt, der nichts vom Leben wollte und nicht das geringste Interesse am Bauernhof, an der Arbeit oder an irgendwelchen moralischen oder religiösen Ideen hatte. Womit er vollkommen recht hatte, obwohl ich fand, dass er das ein bisschen übertrieben darstellte. Ich schätze, irgendwann hatte er einfach keine Geduld mehr mit mir. Ich war bestimmt kein

hoffnungsloser Fall, aber dein Großvater ... na ja. Eines Tages bekam ich seinen berüchtigten Jähzorn zu spüren. Und am Ende schickte er mich nach Porto Alegre.

Hat er dich geschlagen?

Sein Vater antwortet nicht.

Okay, vergiss es.

Sagen wir so, wir haben ein paar Ohrfeigen ausgetauscht. Ah, schieß drauf. Das interessiert jetzt sowieso nicht mehr. Ja, er hat mich verprügelt. Mehr will ich dazu nicht sagen. Und am nächsten Tag hat er sich entschuldigt, aber gleichzeitig hat er gesagt, dass er mich nach Porto Alegre schicken wolle und dass es besser für mich sei. Ich war schon mehrmals dort gewesen und wusste sofort, dass es stimmte. Vom ersten Tag an fühlte ich mich wie ein Erwachsener. Ich machte meinen Fachabschluss. Nach eineinhalb Jahren eröffnete ich eine Druckerei in Azenha. Ich schrieb Werbetexte für Stoßdämpfer, Kekse und Immobilien und verdiente gutes Geld. *Du wusstest nicht, dass das Leben so schön sein kann.*

Er lacht.

Milch macht's. Von da an ging's bergab.

Okay. Aber Großvater wurde umgebracht.

Richtig. Von jetzt an wird die Geschichte etwas undurchsichtig, und vieles davon weiß ich nur aus zweiter Hand. Ich bin nicht sicher, was passiert ist, vielleicht ist auch gar nichts Besonderes passiert, aber ungefähr ein Jahr nachdem ich nach Porto Alegre gegangen war, zog dein Großvater weg. Ich erfuhr erst davon, als er mich anrief. Es war ein Auslandsgespräch. Er war in Argentinien. Irgendwo am Arsch der Welt, an den Ort erinnere ich mich nicht. Er sagte, er wolle nur ein bisschen auf Reisen gehen, aber gegen Ende gab er mir mehr oder weniger zu verstehen, dass es für immer war, dass er sich von Zeit zu Zeit melden würde und ich mir keine Sorgen machen sollte. Und das machte ich auch nicht. Jedenfalls nicht viel. Ich weiß noch, dass ich dachte, wenn er in irgendeinem Loch bei einem Messerkampf ums

Leben käme, wie der Typ in Borges' Erzählung »Der Süden«, dann würde das gut zu ihm passen. Es wäre tragisch, aber passend. Egal. Außerdem dachte ich, dass bestimmt eine Frau dahintersteckte, ich würde sagen, die Wahrscheinlichkeit betrug neunundneunzig Prozent. Hinter so einer Geschichte steckt immer eine Frau, und wenn es so war, dann war es gut. Im Laufe des nächsten Jahres rief er mich nur drei Mal an, wenn ich mich recht erinnere. Ein Mal aus Uruguaiana. Ein anderes Mal aus einem kleinen Städtchen in Paraná. Dann war er sechs Monate verschollen, und das nächste Mal rief er aus einem Fischerdorf namens Garopaba in Santa Catarina an. Und obwohl ich nicht mehr genau weiß, worüber wir sprachen, erinnere ich mich an das Gefühl, dass etwas an ihm anders war. Er hatte etwas Jugendliches in der Stimme und erzählte wirres Zeug, irgendetwas Unzusammenhängendes über seinen Aufenthaltsort. Ich erinnere mich nur noch an eine Geschichte, die mit Kürbissen und Haien zu tun hatte. Ich glaubte, der Alte hätte den Verstand verloren oder, was noch unglaublicher war, dass er mit irgendwelchen Hippies rumhing und sich die Birne dichtgeraucht hatte. Jedenfalls meinte er, er hätte beobachtet, wie die Fischer dort Haie fingen, indem sie gekochte Kürbisse ins Meer warfen. Die Haie fraßen die Kürbisse, und das Zeug ging in ihren Mägen auf, bis sie explodierten. Ich sagte nur, alles klar, Papa, super, pass auf dich auf, und er verabschiedete sich und legte auf.

Scheiße.

Dann hat er nicht mehr angerufen. Und da hab ich angefangen, mir Sorgen zu machen. Als ich nach ein paar Monaten immer noch nichts von ihm gehört hatte, stieg ich an einem Wochenende auf mein Moped, die Suzuki 50, die ich damals hatte, und fuhr nach Garopaba. Acht Stunden Fahrt auf der BR-101, mit Gegenwind. Wir reden von 1967. Um nach Garopaba zu kommen, musste man zwanzig Kilometer auf unbefestigten Pisten fahren, teilweise war das nur Sand, und auf dem Weg dorthin sah man vielleicht ein halbes Dutzend

Häuser stehen und sonst nur Hügel und Wald. Die Leute liefen barfuß, wenn man überhaupt mal das Glück hatte, jemandem zu begegnen, und auf jeden Pritschenwagen kamen fünf Ochsenkarren. Die Stadt hatte an die tausend Einwohner, und am Strand war von Zivilisation nichts als eine weiße Kirche auf dem Felsen und die Schuppen und Boote der Fischer zu sehen. Der Ort war um eine alte Walfangstation errichtet worden, und angeblich wurden dort noch immer Wale gejagt. Die ersten Straßen wurden gepflastert, und der neue Platz war gerade fertig geworden. Um das Dorf herum standen Höfe und kleine Häuser, und nachdem ich mich ein bisschen umgehört hatte, fand ich in einem davon deinen Großvater. Ah, der Gaúcho, meinte einer der Einheimischen. Also machte ich mich auf die Suche nach dem Gaúcho und stellte fest, dass dein Großvater sich in einer Miniaturversion unseres alten Hofes einquartiert hatte, fünfhundert Meter vom Strand entfernt. Er hatte ein altes Pferd, einen Haufen Hühner und einen Gemüsegarten, der einen Großteil des Geländes einnahm. Er hielt sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser und hatte sich mit den Fischern angefreundet. Außerdem sammelte er Palmenblätter, aus denen Matratzen hergestellt wurden. Die Blätter trocknete er in der Sonne und verkaufte sie. Bis er eine eigene Unterkunft gefunden hatte, schlief er in den Fischerschuppen. Ich konnte mir meinen Vater nicht in einer Hängematte vorstellen, und schon gar nicht in einem Fischerschuppen, wo man ständig das Rauschen der Wellen hört. Aber das war nichts im Vergleich zum Speerfischen. Die Einheimischen fischten zwischen den Felsen nach Zackenbarschen, Tintenfischen und ich weiß nicht was, und die Leute kamen damals schon aus Rio de Janeiro und São Paulo, um dort zu tauchen. Dein Großvater erzählte mir, er sei eines Tages auf so einem Boot mitgefahren, man habe ihm eine Taucherbrille mit Schnorchel, Flossen und eine Harpune gegeben und er sei abgetaucht und nicht wieder hochgekommen. Ein Typ aus São Paulo sei irgendwann hinterhergesprungen, um nach sei-

ner Leiche zu suchen, und als er da unten zwischen den Riffs herumschwamm, sah er ihn plötzlich mit der Harpune auf einen Zackenbarsch so groß wie ein Kalb schießen. So fanden sie heraus, dass der Gaúcho eine Naturbegabung hatte, ein Apnoiker war. Er schwamm gut, ging in jeden noch so wilden Fluss, aber dass er so lange den Atem anhalten konnte, war ihm nicht bewusst gewesen. Du hättest deinen Großvater sehen sollen damals. 1967 war er fünfundvierzig oder sechsundvierzig, vielleicht sogar siebenundvierzig, das krieg ich jetzt nicht mehr richtig zusammen, irgendwas um den Dreh jedenfalls, und seine Konstitution war unglaublich. Er hatte nie geraucht, allein beim Anblick einer Zigarette verzog er das Gesicht, und er hatte die Kraft eines Pferdes. Stark war er immer gewesen, aber zwischenzeitlich hatte er abgenommen, und trotz der üblichen Alterserscheinungen, Falten, schütteres graues Haar, und den Spuren der harten Arbeit auf dem Feld, hätte man ihn nur ein bisschen aufpäppeln müssen, und er hätte ausgesehen wie ein Athlet, mit seiner breiten, kräftigen Brust. Ein paar Wochen vor meiner Ankunft war ein Taucher ungefähr in seinem Alter, ich glaube, es war ein Offizier, an einer Embolie gestorben, als er versucht hatte, genauso lange unter Wasser zu bleiben wie mein Vater. Ist zwar schon lange her, dass ich die Geschichte gehört habe, aber wenn ich mich nicht irre, ging es um vier oder fünf Minuten.

Und warum haben sie ihn umgebracht?

Das kommt noch. Immer mit der Ruhe, *tchê*. Ich wollte dir erst mal den Hintergrund liefern. Ist doch eine gute Geschichte, oder? Doch, doch, kann man nicht anders sagen. Du hättest ihn sehen sollen damals. Es ist nicht normal, dass jemand in eine komplett andere Umgebung geworfen wird und sich so gut anpasst.

Hast du nicht ein Foto von ihm da? Ich glaube, du hast mir mal eins gezeigt.

Hm. Ich weiß nicht, ob ich das noch habe. Oder? Doch. Jetzt fällt mir ein, wo es ist. Willst du es wirklich sehen?

Klar. Ich kann mich nicht an sein Gesicht erinnern, wie du weißt. Wenn ich mir das Foto ansehen könnte, während du den Rest erzählst, wäre das hilfreich.

Der Vater steht auf, die Bierflasche in der Hand, verschwindet kurz im anderen Zimmer und kommt mit einem Foto wieder. Eine alte Schwarz-Weiß-Aufnahme. Sie zeigt einen bärtigen Mann, der auf einem Hocker mit einem Schafsfell darauf neben dem Küchentisch sitzt, den Trinkhalm eines Mate-Gefäßes an den Mund führt und schräg von der Seite in die Kamera sieht, offenbar hat er keine Lust, fotografiert zu werden. Er trägt Lederstiefel, die typische Pumphose der Gaúchos und einen karierten Wollpullover. An der Wand hängt ein Supermarkt-Kalender mit einem Bild vom Zuckerhut, von oben kommt das Licht durch die Kippfenster, die nur zu einem Teil auf dem Bild sind. Auf der Rückseite steht nichts.

Er steht auf und geht ins Bad. Vergleicht das Gesicht auf dem Bild mit dem im Spiegel. Ein Schauer läuft ihm über den Rücken. Von der Nase aufwärts ist das Gesicht auf dem Foto ein etwas dunkleres und älteres Abbild von seinem. Der einzig erwähnenswerte Unterschied ist der Bart seines Großvaters, und trotzdem hat er das Gefühl, ein Foto von sich selbst zu sehen.

Ich würde das Bild gern behalten, sagt er, als er es sich wieder auf dem Sofa bequem macht.

Der Vater nickt.

Ich habe deinen Großvater noch ein zweites Mal in Garopaba besucht, danach aber nicht mehr. Es war Juni, und es war Kirmes, ein riesiges Fest. Es gab Musik- und Tanzaufführungen und jede Menge zu essen, gebratenen Fisch, alles Mögliche. Eines Abends kam ein Sänger aus Uruguaiana auf die Bühne, ein Riesenkerl, Mitte zwanzig. Dein Großvater verzog gleich das Gesicht. Er meinte, er kenne den Mann, er habe ihn unten an der Grenze ein paar Mal spielen gesehen, er sei ein Idiot. Ich weiß noch, dass ich ihn gut fand, er

spielte energisch, machte beim Spielen einen tiefgründigen Gesichtsausdruck und erzählte zwischen den Stücken einstudierte Witze. Mein Vater fand, er sei ein Clown, er spiele viel zu mechanisch und habe kein Gefühl. Und dabei hätte man es belassen können, aber dann kam nach dem Auftritt, als der Sänger an einem Stand einen Glühwein trank, jemand auf die Idee, sie einander vorzustellen, zumal sie ja beide Gaúchos waren. Er packte den Sänger am Arm und führte ihn zu meinem Vater. Die beiden waren sich auf Anhieb unsympathisch. Später erfuhr ich, dass es um mehr als um Musik ging, aber anfangs taten sie, als würden sie einander nicht kennen, aus Rücksicht auf den Mann, der sich freute, sie miteinander bekanntmachen zu können. Doch dann machte der Kerl den Fehler, meinen Vater ganz direkt zu fragen, ob ihm die Musik gefallen habe, und wenn man deinen Großvater etwas fragte, bekam man eine ehrliche Antwort. Die wiederum gefiel dem anderen gar nicht. Es gab also Streit, und irgendwann meinte mein Vater zu dem Typen, er solle sich verziehen, er rieche aus dem Mund wie ein toter Pampasfuchs aus dem Arsch. Mehrere Leute lachten. Der Typ flippte natürlich aus, und im nächsten Moment hatte mein Vater sein Messer draußen. Der Sänger zog ab, und damit war die Sache beendet, aber ich erinnere mich an die Reaktion der Leute. Es war nicht nur Neugier, sie sahen deinen Großvater schräg von der Seite an, tuschelten und schüttelten den Kopf. Offenbar war er nicht mehr so beliebt wie bei meinem letzten Besuch. Na ja, niemand hat gern mit einem rüpelhaften Gaúcho zu tun, der meint, bei der erstbesten Gelegenheit sein Messer zücken zu müssen. Ich sagte zu ihm, er solle damit aufhören, aber dein Großvater kümmerte sich nicht darum, ihm war gar nicht bewusst, was er da tat. Die Leute hier haben Angst vor dir, sagte ich zu ihm, das ist nicht gut, du kriegst ernsthafte Probleme, wenn du so weitermachst. Dann fuhr ich wieder weg und hörte lange Zeit nichts mehr von ihm. Damals saß ich in Porto Alegre fest, ich arbeitete viel,

und außerdem lernte ich deine Mutter kennen, wir waren vier Jahre zusammen, und sie hat mich drei Mal verlassen, bevor wir heirateten, jedenfalls hatte ich meinen Vater eine ganze Weile nicht besucht, als ich Monate später einen Anruf von einem Polizeikommissar aus Laguna bekam und erfuhr, dass man ihn umgebracht hatte. Es war eines dieser sonntäglichen Tanzfeste in irgend so einem Gemeindesaal, wo die ganze Stadt hinrennt. Als das Fest richtig in Gang ist, geht plötzlich das Licht aus. Und als es eine Minute später wieder angeht, liegt mitten im Saal ein Gaúcho mit zig Stichwunden in einer Blutlache. Alle haben ihn getötet, oder anders gesagt, niemand. Die Stadt hat ihn getötet. So hat der Kommissar es mir erzählt. Alle waren sie da, ganze Familien, wahrscheinlich sogar der Pfarrer. Das Licht war aus, niemand hat etwas gesehen. Die Leute hatten keine Angst vor deinem Großvater. Sie haben ihn gehasst.

Sie trinken einen Schluck Bier. Der Vater leert die Flasche und sieht seinen Sohn an. Er lächelt fast.

Nur, dass ich die Geschichte nicht glaube.

Was? Wieso nicht?

Weil es keine Leiche gab.

Aber hat er nicht da gelegen, in seinem Blut?

Das haben sie mir erzählt. Ich hab die Leiche nie gesehen. Als der Kommissar mich anrief, war die Sache im Prinzip schon erledigt. Angeblich hat es Wochen gedauert, bis sie mich ausfindig gemacht haben. Jemand in Garopaba wusste, dass er aus Taquara kam, dort haben sie dann jemanden gefunden, der meinen Vater an der Beschreibung erkannt hat und sich an meinen Namen erinnerte. Als sie mich anriefen, war er schon beerdigt worden.

Wo?

In Garopaba. Auf dem Friedhof im kleinen Fischerdörfchen. Ein Stein ohne Inschrift, ganz hinten.

Warst du da?

Ja, ich war am Grab und musste ein paar Formalitäten in

Laguna erledigen. Alles sehr seltsam. Ich spürte ganz deutlich, dass nicht er in dem Loch da unten lag. Das Grab war zugewachsen. Ich weiß noch, wie ich dachte, Scheiße, hier wurde auf gar keinen Fall vorletzte Woche der Boden aufgegraben. Abgesehen davon fand ich niemanden, der mir die Geschichte bestätigen konnte. Es war, als wäre überhaupt nichts passiert. Die Geschichte an sich war plausibel, auch das Schweigen der Leute, aber die Art, wie ich davon erfuhr, das Gerede des Kommissars, dieser schreckliche Stein ohne Namen ... ich glaube bis heute nicht daran. Aber was auch immer mit ihm passiert ist, es hatte so kommen müssen. Die meisten Menschen steuern auf einen ganz bestimmten Tod zu. Er hatte seinen.

Hast du nie mit dem Gedanken gespielt, das Grab öffnen zu lassen? Das müsste doch möglich sein.

Sein Vater sieht leicht irritiert zur Seite. Er seufzt.

Pass auf. Ich habe diese Geschichte noch nie jemandem erzählt. Deine Mutter weiß nichts davon. Wenn du sie fragst, wird sie dir sagen, dass dein Großvater verschwunden ist, das ist das, was ich ihr erzählt habe. Und so war es für mich auch. Ich habe es dabei belassen und nicht mehr darüber nachgedacht. Wenn du das schlimm findest, ist das deine Sache. So, wie ich damals drauf war, das Leben, das ich geführt habe ... es ist schwer, dir das jetzt zu erklären.

Ich finde das nicht schlimm. Keine Sorge.

Sein Vater rutscht im Sessel hin und her. Beta steht auf und springt mit den Vorderläufen auf die Beine ihres Herrchens, der nach ihrer Schnauze greift, als wollte er sie ihr zuhalten, sich vorbeugt und ihr in die Augen sieht. Als er sie loslässt, legt sie sich wieder hin. Eines der unergründlichen Rituale, die die Beziehung zwischen seinem Vater und der Hündin prägen.

Und warum erzählst du mir das jetzt?

Die Geschichte von Borges, die ich vorhin erwähnt habe, die hast du nicht gelesen, oder?

Nein.

»Der Süden«.

Nein, ich hab noch nie etwas von Borges gelesen.

Klar, du liest ja nie irgendwas.

Papa. Die Pistole.

Bueno.

Sein Vater macht den Cognac auf, gießt sich ein Glas ein und trinkt es mit einem Zug aus. Ihm bietet er nichts an. Er nimmt die Pistole und betrachtet sie einen Moment lang. Er zieht das Magazin raus und steckt es wieder hinein, als wollte er nur zeigen, dass die Waffe nicht geladen ist. Ein einzelner Schweißtropfen läuft seine Schläfe hinab. Eine Minute zuvor hat er noch am ganzen Körper geschwitzt. Er steckt die Pistole in den Hosenbund und sieht ihn an.

Ich werde mich morgen umbringen.

Er denkt eine Weile über die Worte seines Vaters nach und horcht dabei auf seinen unregelmäßigen Atem, das kurze Schnaufen aus seinen Nasenlöchern. Eine immense Müdigkeit überkommt ihn auf einmal. Er steckt das Foto vom Großvater ein, wischt die Hände an den Shorts ab, steht auf und geht auf die Haustür zu.

Komm zurück.

Wozu? Was erwartest du von mir, nachdem ich mir diesen Scheiß anhören muss? Entweder du meinst das ernst und willst, dass ich dich davon abbringe, was so ziemlich das Schlimmste wäre, was du mir jemals im Leben angetan hast, oder du machst dich über mich lustig, was so was von daneben wäre, dass ich es lieber nicht wissen möchte. Tschau.

Komm her, verdammt nochmal.

Er bleibt an der Tür stehen, dreht sich um und blickt auf den tristen Fußboden, die Zementfugen zwischen den rosafarbenen Kacheln, den üppigen Farn, der an ein paar dünnen Ketten von der Decke hängt, riecht den süßlichen, seltsam animalischen Zigarrenrauch im Wohnzimmer.

Weder scherze ich, noch will ich, dass du mich von irgend-

etwas abbringst. Ich setze dich über etwas in Kenntnis, das passieren wird.

Gar nichts wird passieren.

Ich werde es dir erklären. Mein Entschluss steht. Ich habe diese Entscheidung vor Wochen getroffen, in einem Zustand vollkommener geistiger Klarheit. Ich bin müde. Ich hab die Nase voll. Ich schätze, das fing mit dieser Hämorrhoiden-Operation an. Beim letzten Check-up hat sich der Arzt die Tests angesehen und mich dann mit toderner Miene angeguckt, als wäre er von der Menschheit insgesamt enttäuscht. Ich hatte das Gefühl, dass er meinen Fall abgeben will, wie ein Anwalt. Und er hat recht. Ich werde langsam krank, und ich habe keine Lust dazu. Das Bier schmeckt mir nicht mehr, die Zigarren bekommen mir nicht, aber ich kann trotzdem nicht aufhören, ich habe keine Lust, Viagra zu nehmen, um zu vögeln, ich vermisse es nicht mal. Das Leben ist zu lang, und ich habe keine Geduld. Wenn man so gelebt hat wie ich, ist das Leben ab sechzig nur noch eine Frage der Sturheit. Ich habe Respekt vor den Leuten, die sich das antun, aber ich habe keine Lust dazu. Bis vor zwei Jahren war ich ein glücklicher Mensch, und jetzt will ich, dass Schluss ist. Wer das falsch findet, soll gern hundert Jahre alt werden, ich wünsche ihm viel Erfolg. Nichts dagegen.

So ein Schwachsinn.

Ja. Vergiss es. Ich kann nicht erwarten, dass du mich verstehst. Wir sind zu verschieden. Versuch es gar nicht erst, du vergeudest nur deine Zeit.

Du weißt, dass ich das nicht zulassen werde, Papa. Warum hast du mich herkommen lassen? Um mir so etwas zu erzählen?

Ich weiß, dass es nicht fair ist. Aber ich habe es getan, weil ich dir vertraue, weil ich weiß, wie stark du bist. Ich habe dich herkommen lassen, weil ich vorher noch etwas erledigen muss, das ich nicht allein schaffe. Mein Sohn ist der Einzige, der mir dabei helfen kann.

Warum rufst du nicht den anderen an? Vielleicht findet der das sogar lustig, wer weiß. Kann er ein Buch drüber schreiben.

Nein, ich brauche dich dafür. Es ist das Wichtigste, um das ich je jemanden bitten musste, und ich weiß, dass ich auf dich zählen kann.

Gib mir die Pistole und ich kümmere mich darum, egal, was es ist. Klar? Ist jetzt Schluss mit dem Quatsch?

Sein Vater lacht.

Tchê, Junge ... hör zu. Was ich erledigen muss, hat ja gerade damit zu tun.

Mit deinem Selbstmord.

Ich mag das Wort nicht, deshalb vermeide ich es. Du kannst es aber gern benutzen, wenn du willst.

Was soll ich jetzt tun? Die Polizei rufen? Dich einliefern lassen? Dir mit Gewalt die Pistole abnehmen? Dachttest du wirklich, das klappt so einfach?

Es hat schon geklappt. Es ist, als wäre es schon vorbei.

Das ist doch idiotisch. Du hast eine Wahl. Und wenn ich dich davon abbringe?

Ich habe keine Wahl. Es wäre leichter für mich, und sehr viel leichter für dich, es so zu sehen. Meine Entscheidung ist nicht der Auslöser, sie ist Teil der Tatsachen. Es ist einfach eine Art zu sterben, mein Junge. Ich habe lange gebraucht, um an diesen Punkt zu kommen. Setz dich wieder. Willst du noch ein Bier?

Er läuft zurück zum Sofa und setzt sich wütend hin.

Pass auf, stell dir Folgendes vor. Was wäre, wenn du oder sonst irgendjemand mich von nun an daran hindern wollten? Was für eine Nerverei das wäre. Ich würde versuchen, meinen Entschluss in die Tat umzusetzen, und ihr würdet versuchen, mich davon abzuhalten, keine Ahnung wie, indem ihr bei mir einzieht, mich überwacht, mich einliefern lasst, mich unter Medikamente setzt, dein Bruder würde extra aus São Paulo kommen, und deine Mutter würde mich wieder er-

tragen müssen. Wie dem auch sei, in jedem Fall wäre es der absolute Albtraum für alle Beteiligten. Merkst du, wie absurd das ist? Nichts ist lächerlicher, als jemanden zu etwas überreden zu wollen. Ich habe mein Leben lang in einem Beruf gearbeitet, in dem es um nichts anderes geht, es ist wie ein Krebsgeschwür. Niemand sollte je zu etwas überredet werden. Die Menschen wissen, was sie wollen, und sie wissen, was sie brauchen. Ich weiß das, weil ich immer ein Spezialist darin war, Bedürfnisse zu erzeugen und Menschen zu etwas zu überreden, daher auch die Auszeichnungen an der Wand. Versuch nicht, mir irgendetwas auszureden. Wenn du mich davon überzeugen würdest, mich nicht umzubringen, würdest du mich zu einem Krüppel machen, ich würde noch ein paar Jahre leben, wäre niedergeschlagen und krank und würde um Gnade winseln. Das meine ich ernst. Versuch es nicht. Jemanden zu überreden, nicht auf sein Herz zu hören, ist obszön, Überreden überhaupt ist obszön, wir wissen, was wir brauchen, und niemand muss uns Ratschläge erteilen. Was ich vorhabe, stand schon lange fest, bevor ich selbst auf die Idee gekommen bin.

Ich hätte mehr von dir erwartet, Papa. Mehr als dieses debile Geschwätz. Dieses Opfer-Gehabe widert mich an. Das habe ich von dir gelernt. Und jetzt kommst ausgerechnet du mir genau damit.

Lass mich dir noch was erklären. Wenn du anfängst, Blut zu scheißen, wenn du keinen mehr hoch kriegst und jeden verdammten Tag mit dem Gefühl aufwachst, die Schnauze voll vom Leben zu haben, dann bist du moralisch dazu verpflichtet, das Opfer zu spielen. Merk dir das. Und werd bloß nicht frech. Spielst du jetzt auf einmal den Helden? Das steht dir nicht. Du bist doch eher der vernünftige Typ, ein bisschen vielleicht sogar ein Weichei. Tut mir leid, aber ich war immer ehrlich zu dir. Ich weiß genau, wie du tickst. Ich hab dich schon oft gewarnt. Und lag ich irgendwann falsch? Na? Ich hab dir gesagt, du würdest deine Frau verlieren, und auch

wie, und genau so ist es gekommen. Ich hab dir gesagt, dass die Leute dein Leben lang mit ihren Problemen zu dir kommen würden. Aber du machst dir wenigstens wirklich Gedanken um andere, auch wenn du dich nicht an ihr Gesicht erinnerst. Deswegen bist du ein besserer Mensch als ich und dein Bruder. Ich bin stolz darauf, und ich liebe dich dafür. Und jetzt brauche ich dich an meiner Seite.

Oh Mann, Papa.

Die Augen seines Vaters sind gerötet.

Es geht um Beta.

Was ist mit Beta?

Er deutet mit dem Kopf zur Tür und stößt einen fast unhörbaren Laut aus. Die Hündin erhebt sich und läuft ohne zu zögern nach draußen.

Du weißt, wie sehr ich diese Hündin liebe. Wir sind uns wirklich sehr nahe.

Das kann ich nicht.

Warum nicht?

Ich kann mich nicht um sie kümmern. Und außerdem ... Scheiße, ich kann das nicht glauben. Es tut mir leid. Ich muss jetzt gehen.

Du sollst dich nicht um sie kümmern. Ich will, dass du sie zu Rolf bringst, nach Belém Novo. Nachdem ich ... getan habe, was ich tun muss. Sag ihm, er soll ihr eine Spritze geben. Ich hab mich informiert, sie wird nicht leiden.

Nein, nein.

Sie ist jetzt schon deprimiert. Sie weiß Bescheid. Wenn sie allein bleibt, geht sie ein.

Mach du es doch selbst. Du bist es doch, der keine andere Wahl hat. Ich schon. Ich mach da nicht mit.

Ich schaff das nicht, Junge.

Nein, nein.

Du musst es mir versprechen.

Vergiss es, Papa. Ausgeschlossen.

Versprich es.

Ich will nichts damit zu tun haben.

Bitte.

Nein. Das ist ungerecht.

Du schlägst mir meinen letzten Wunsch aus.

Ohne mich.

Du wirst es tun. Ich weiß, dass du es tust.

Nein. Das ist deine Sache. Ich kann das nicht. Tut mir leid.

Ich weiß, dass du es tun wirst. Deswegen bist du hier.

Du versuchst, mich zu überreden. Gerade eben hast du das noch als obszön bezeichnet.

Ich will dich nicht überreden. Das ist vorbei. Es ist eine Bitte. Ich weiß, dass du mir das nicht abschlagen kannst.

Du alter Scheißkerl.

Ja, da hast du recht.

Eine Szene von früher geht ihm durch den Kopf, eigentlich nicht der Erinnerung wert und in diesem Moment auch völlig fehl am Platz. Eines Morgens, bevor er zur Arbeit ging, rasierte sich sein Vater im Bad, die Tür stand offen, und er, sechs oder sieben Jahre alt, sah ihm dabei zu. Nachdem er fertig war, wusch er sich das Gesicht, indem er sich erst die Seife auf die Haut rieb und sie dann mehrmals abspülte. Schon nach dem ersten Mal war kein Schaum mehr zu sehen, aber er spritzte sich immer wieder Wasser ins Gesicht, vier oder fünf Mal. Er fragte ihn, warum er das tat, wo die Seife doch schon nach dem ersten Mal verschwunden war. Der Vater antwortete, als wäre es völlig offensichtlich: Weil es sich gut anfühlt.

Meine Hand zittert, Papa.

Du hältst das aus. Du bist etwas Besonderes.

Halt den Mund.

Ernsthaft, ich bin sehr stolz auf dich. Niemand sonst käme dafür in Frage.

Ich habe nein gesagt.

Ich hätte viel schlimmere Dinge von dir verlangen können. Dass du dich mit deinem Bruder verträgst zum Beispiel.

Das würde ich, sobald du mir sagst, dass du dich über mich lustig machst. Ich fahr sofort zu ihm und nehm ihn in den Arm. Nächste Woche steigt die Grillparty.

Netter Versuch. Aber in Wirklichkeit ist mir das egal. Ich an deiner Stelle würde ihm nicht verzeihen.

Gut zu wissen.

Ja, jetzt kann ich es dir ja sagen. Aber mit Beta darfst du mich nicht im Stich lassen. Sie ist fünfzehn Jahre alt, diese Rasse wird über zwanzig. Das Tier ist mein Leben. Hast du schon mal einen deprimierten Hund gesehen? Wenn sie ohne mich weiterleben muss, nehme ich ihren Schmerz mit in den Tod. Also, versprochen?

Versprochen.

Danke.

Nein, nicht versprochen. Ich will damit nichts zu tun haben.

Ich liebe dich, mein Junge.

Ich habe nein gesagt. Nein. Fass mich nicht an.

Hab ich doch gar nicht vor. Ich hab mich nicht mal bewegt.